

# Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

Erweiterte Gemeinschaft Arzt und Seelsorger – Sitz Stuttgart

Vorsitzende:	Dr. Konstantin Rößler Gideon Horowitz Margarete Leibig
Wissenschaftliche Leitung:	Dr. Renate Daniel Prof. Johanna Haberer
Geschäftsführerin:	Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger“ von:  
Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter – Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha  
– Pfarrer Rudolf Daur

---

72. Jahrgang

Februar 2022

---

Liebe Freundinnen und Freunde,  
liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,

wir wünschen Ihnen als Vorstand, wissenschaftliche Leitung  
und Geschäftsführung ein lebendiges, friedliches und gesundes  
Jahr 2022!

Sehr herzlich danken wir Herrn Pfarrer Wolfgang Teichert, der wieder  
einen wachen, konzentrierten und zugleich umfassenden Bericht  
verfasst hat zu den Referaten unserer Tagung

## **Leibhaftigkeit – Von Genuss, Vergänglichkeit und Vitalität**

Die Themenwahl ging aus den Vorschlägen der Mitgliedschaft hervor.  
Gerade in Zeiten der Pandemie war sie auch Ausdruck eines tiefen  
Bedürfnisses nach leibhaftiger Begegnung und gleichzeitig bedeu-  
tete sie ein großes Wagnis. So war es bis kurz vor Tagungsbeginn  
immer wieder unsicher, ob wir uns in Präsenz würden begegnen  
können. Man stelle sich nur vor: eine Tagung über „Leibhaftigkeit“,  
die am Ende nur online hätte stattfinden dürfen! Aber das Wagnis  
wurde belohnt; schon wenige Wochen später wäre eine Tagung vor  
Ort wohl kaum mehr durchführbar gewesen. Doch so wurden all die  
persönlichen Begegnungen möglich, die die besondere Atmosphäre  
der Herbsttagung ausmachen. Darüber hinaus hat das erstmalig  
angebotene Hybrid-Format auch vielen Interessierten, die nicht nach  
Lindau kommen konnten, die Teilnahme von zuhause aus ermöglicht.  
Alle gemeinsam konnten auf diese Weise die ganz unterschiedlichen  
Annäherungen an das Thema miterleben, die unser Bild vom Körper  
in Frage stellen, bestätigen oder zu Neuem anregen. Wir bedanken  
uns herzlich für den großen Zuspruch und die Rückmeldungen von  
Ihnen, die wir sowohl für den Inhalt der Tagung als auch zum Format  
erhalten haben. Beim Lesen und Wiederentdecken in den Texten  
wünschen wir Ihnen nun viel Freude.

Ausgehend von Ihren Vorschlägen haben wir für die diesjährige  
Tagung das Thema

## **Mit Widersprüchen umgehen – eine Lebenskunst**

ausgewählt und hoffen, damit Ihr Interesse und Ihre Lust zur Teil-  
nahme zu wecken.

Ganz besonders danken wir Ihnen für Ihre zahlreichen kreativen  
Anregungen zum Tagungsthema und freuen uns auf ein Wiedersehen  
in Lindau im Herbst.

Herzlich – Ihr Konstantin Rößler

# Leibhaftigkeit

## Von Genuss, Vergänglichkeit und Vitalität

### Zur Jahrestagung der igt 2021 online und in Lindau

Das diesjährige Thema „**Leibhaftigkeit – Von Genuss, Vergänglichkeit und Vitalität**“ verlangte selbst nach leibhafter Gegenwart, also nach einer Präsenztagung. Zugleich aber konnte man die Tagung auch am Bildschirm verfolgen. Dass rund 400 Teilnehmende sich nach Lindau aufgemacht hatten und gut 180 an den Bildschirmen gesessen haben, hat dieser interdisziplinären und auf „analogen“, also leibhaftigen Austausch angewiesenen Konferenz gutgetan. Und so fragte Konstantin Rößler (1. Vorsitzender der IGT) auch gleich zu Beginn provokativ: „Ist unser Leib ein Tempel, den wir von Gott haben und der nicht uns selbst gehört? Oder ist er ein Objekt, das uns zur freien Verfügung steht und das wir benutzen und manipulieren können? Ist er ein Fenster zur Welt oder ist er durch die Welt bedroht? Ist er eine Quelle der Lebendigkeit und des Genießens oder müssen wir Angst um ihn haben?“ Damit war der Kern der Fragen und Gespräche der folgenden Tage angeklungen. Zumal die Versuchung zur Resignation und zum einfach zu Hause bleiben groß gewesen sein mag. „Wie kommt es“, so fragte Rößler weiter, „dass wir angesichts solcher Bedrohungen nicht resignieren, dass wir uns nicht lähmen lassen von der Angst?“ Seine Antwort: „Offenbar wohnt uns auch eine große Vitalität inne, die uns befähigt zu einer resilienten Haltung, zu Innovationen, zu Kreativität, zur Suche nach Lösungen und zu Anpassungen, aus denen auch Neues hervorgehen kann. ‚Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch‘ – diese Zeile von Friedrich Hölderlin war zu Anfang der Pandemie häufig zu hören und wir können gerade erleben, dass da etwas Wahres dran ist.“ Denn Lust am Lebendigen zeige sich – so ein Unterthema – wenn man genießen kann. Genuss und Krise, geht das überhaupt? Die Tagung hat sich vor solchen Spannungsfragen nicht gedrückt. Und noch einmal aus der Einführung: „Eine Lust am Lebendigen begegnet uns aber vielleicht am unmittelbarsten, wenn wir etwas genießen können: Im Genuss geraten Körper und Seele in Einklang. Die Zufriedenheit, wenn wir ein gutes Essen genießen, die körperlichen Empfindungen beim Hören von Musik oder beim Singen, die Freude im Zusammensein mit Menschen, die wir lieben, zeigen uns: Körper und Seele sind eins. Der genossene Moment entreißt uns dann der Vergänglichkeit und schließt uns an unsere Vitalität.“

Das Eröffnungsreferat hielt **Svenja Flaßpöhler** (Berlin). Ihr Thema: **Berührungsfurcht: Über Abstandsregeln und Distanzverlangen**. Berührungsfurcht sei vielleicht gerade in Zeiten der Distanz nicht das aktuelle Thema. Denn das momentane

„social distancing“ sei inzwischen eine Zumutung. „Wir sind froh, wenn das wieder vorbei ist.“ Aber es gehe, so gab sie zu Beginn zu bedenken, doch etwas komplizierter zu. Nähe und Berührung seien nicht immer angenehm, in engen Wohnungen damals nicht, aber auch heute nicht. Es gebe also auf den zweiten Blick größere Ambivalenz.

Als ersten Gewährsmann für solche Doppeldeutigkeit von Nähe und Distanz stellte die Referentin Elias Canetti vor. Der behaupte in seinem Werk „Masse und Macht“: Der Mensch sei kein soziales Wesen, sondern eher von der Furcht vor der Berührung bestimmt. Einzig in der Masse verliere er seine Angst vor Berührung. Dort nämlich könne das Individuum den Verlust seiner Individualität als befreiend empfinden.

Zitat: „Nichts fürchtet der Mensch mehr als die Berührung durch Unbekanntes. Man will sehen, was nach einem greift, man will es erkennen oder zumindest einreihen können. Überall weicht der Mensch der Berührung durch Fremdes aus. Nachts oder im Dunkeln überhaupt kann der Schrecken über eine unerwartete Berührung sich ins Panische steigern. Nicht einmal die Kleider gewähren Sicherheit genug: wie leicht sind sie zu zerreißen, wie leicht ist es, bis zum nackten glatten Fleisch des Angegriffenen durchzudringen.“ So beginnt „Masse und Macht“. Und diese Sätze gehörten zu den markantesten ersten Sätzen der Weltliteratur überhaupt. Sie verweisen auf die „unablässige Angst des Gepackt- und Ergriffenwerdens“, die das Handeln der Menschen bestimmt. Weiter: „Alle Abstände, die die Menschen um sich geschaffen haben, sind von dieser Berührungsfurcht diktiert. Man sperrt sich in Häuser ein, in die niemand eintreten darf, nur in ihnen fühlt man sich halbwegs sicher. Die Angst vor dem Einbrecher gilt nicht seinen räuberischen Absichten allein, sie ist auch eine Furcht vor seinem plötzlichen, unerwarteten Griff aus dem Dunkel.“

Dieses Zitat zeige, dass es so etwas gibt wie ein „zivilisatorisches Verlangen“ danach, Distanz zu anderen zu erhöhen. Solch Verlangen gehört zum „Prozess der Zivilisation“, wie man bei Norbert Elias lernen könne. Das gehe bis hin zu leiblicher Sensibilität, die ja gerade in Corona-Zeiten extrem zugenommen habe. Damit einher gehe zugleich eine „moralische Sensibilisierung“, wie zum Beispiel gendergerecht zu sprechen, keine Tiere mehr zu essen und Natur schön zu finden (ästhetische Sensibilisierung). Zugleich gebe es die psychische Sensibilisierung, was sich an dem bis zur Unkenntlichkeit ausgeweiteten Traumabegriff auf alle möglichen Bereiche zeige.

Zusammengefasst: Was wir an Zunahme von Sensibilisierung erlebten, sei eine extreme Zuspitzung des beschriebenen Zivilisationsprozesses, heute zunehmend unter epidemiologischen Vorzeichen und zunehmender Mathematisierung (anderthalb Meter Abstand!). Auch die „Me-too“-Bewegung könne man als Verlangen nach Abstand beschreiben, bis hin zu weiteren sozialen Vorgaben nicht nur zwischen den Geschlechtern. Man könne diese zunehmende Regulierung als Gewinn interpretieren (beschreibend!). Aber zugleich werde (und nun doch normativ) die tiefe Ambivalenz des Sozialen (Stichwort: „Lust an der Lebendigkeit“) aufgelöst. Es gehe aber darum, zu lernen, sich in dieser

Ambivalenz des Sozialen zu bewegen, denn sonst würden soziale Begegnungen unlebendig werden. Das führe zur Separierung und „zum Stillstellen der Lust am Lebendigen“.

Ein weiteres Beispiel sei der „love contract“ (Eva Illouz: Die neue Liebesordnung): Wie oft muss man sich gegenseitig sagen, dass man sich liebt etc. These: Die Regulierung herkömmlichen Verhaltens sei zwar ein Gewinn, aber sie bringe auch mit sich, dass man nicht mehr weiß, wie man sich verhalten soll.

Wie wieder daraus herauskommen? Diese unantastbare Würde des Menschen im Grundgesetz gebe der Unberührbarkeit fast etwas „Heiliges“, sie ist aber eben auch eine zivilisatorische Errungenschaft. Gleichwohl bleibe ein Unbehagen. Und an dieser Stelle führte Flaßpöhler den Soziologen Helmuth Plessner und seinen Begriff vom „Takt“ ein. Takt nämlich sei selbst etwas hoch Ambivalentes im Verhältnis von Nähe und Distanz. Leider seien die Begriffe Takt und Taktgefühl in den vergangenen Jahren weitgehend aus der ethischen Diskussion verschwunden. Vielleicht sind diese Begriffe zu sehr mit reinen Höflichkeitsfloskeln und nichtssagenden Umgangsformen in Verbindung gebracht worden, so dass ihre schöne Bedeutung aus dem Blick geraten ist. Mit Taktgefühl nämlich ließen sich innerhalb einer Gesellschaft jene öffentlichen Räume erhalten und aufbauen, in denen sich Fremde als Fremde begegnen können.

Es sei kein Zufall, dass Helmuth Plessner in dem Moment, als Ideen der Gemeinschaft in Deutschland ihre politischen Konsequenzen, nämlich den Ausschluss alles „Fremden“ entfalteten, den Takt als Fingerspitzen- und Feingefühl stark machte. Takt ist, so Svenja Flaßpöhler, „das in einer bestimmten Situation mit einem bestimmten Menschen Gebotene“. Mit Plessner: „Takt ist das Vermögen der Wahrnehmung unwägbarer Verschiedenheiten, die Fähigkeit, jene unübersetzbare Sprache der Erscheinungen zu begreifen... Takt ist die Bereitschaft, auf diese feinsten Vibrationen der Umwelt anzusprechen, die willige Geöffnetheit, andere zu sehen und sich selber dabei aus dem Blickfeld auszuschalten, andere nach ihrem Maßstab und nicht dem eigenen zu messen. Takt ist der ewige Respekt vor der anderen Seele und damit die erste und letzte Tugend des Herzens.“ So ein Zitat möge man sich über den Schreibtisch hängen, rief die Referentin aus. Takt sei Sinn für Atmosphären und Stimmungen. Diese beiden ließen sich aber zum Beispiel bei Zoomkonferenzen nur schwer erkennen (Stichwort: Zoommüdigkeit). Dafür sei eben Leibhaftigkeit und Präsenz wichtig. Plessner also argumentiere gegen eine Überregulierung des Sozialen. Takt schließe die Lust an Gefahr und Spiel ein, denn der sozialen Interaktion wohnt immer auch die Möglichkeit von Scheitern inne, womit die Ambivalenz des Sozialen wieder hergestellt sei.

Man brauche also einen Blick für „Zumutungen“. Denn man könne ambivalente Strukturen nicht ständig an den Staat delegieren, der dann Regeln schaffen soll, unter denen wir uns bewegen können. Wir brauchten sozusagen „Resilienzübungen“, um selber mit ambivalenten gesellschaftlichen Zumutungen umzugehen und leben zu lernen. Das heißt nicht, dass ein Fremder sich beschimpfen lassen muss. Solche Zumutung sei nicht gemeint.

Die Referentin dachte mehr an kritische Selbstbefragung und an Ausbildung von „innerer Stärke“, die einen befähigt, situations- und menschengerecht umzugehen mit dem, was einem als fremd begegnet.

Abends dann „Klatschen“ mit dem Rhythmiker, Autor, Musiker (Schwerpunkt Percussion, Trommeln, Musik und Bewegung) **Rolf Grillo** (Freiburg). Sein Motto verdankt er Friedrich Schiller (Erziehung des Menschengeschlechts): „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt!“ Spielen nämlich sei eine grundlegende menschliche Aktivität, die Energie freisetzt, Kreativität und Innovation ermöglicht. Die Spielwelt sei „ein Begegnungsraum, ein Zwischenraum, interkulturell und generationsübergreifend. Mit Gerald Hüther: „Wer spielt ist frei und dabei gleichzeitig aufs Innerste verbunden.“ Grillo „klatschte“ mit dem Publikum. Er verabscheue das „Euroklatschen“, jenes Totschlagen von Stimmung und Atmosphäre. Stattdessen verbindet er Klanggesten (Patschen/Schnipsen/Klatschen...) mit Sprechsilben. Durch den spielerischen und schrittweise nachvollziehbaren Aufbau der Bewegungen konnte an diesem Abend in der Inselhalle vergnügliche, groovige, tänzerische Körpermusik entstehen. Grillo entwickelt damit Fähigkeiten, Zeit und Raum durch das differenzierte Spiel von Schlaginstrumenten zu gestalten; auch ein Plädoyer für Leichtigkeit in Therapie und Pädagogik, wie er zeigen konnte.

Der Montag in Lindau begann mit dem Mediziner **Joachim Helmut Schneider** (Tübingen). Sein Thema: „**Die selbstbezügliche Negation des Todes**“. Anders gesagt: Dass der Tod einen fundamentalen Gegensatz zum Leben darstelle, lasse sich nach Scheiders medizinisch-philosophischen Forschungen nicht halten. Denn die Systeme des Todes stünden bei höheren Lebewesen doch eher im Dienst der Selbstwerdung und Selbsterhaltung des Lebens, der sogenannten „Autopoiesis“ (Der Begriff Autopoiesis ist zusammengesetzt aus den griechischen Begriffen „autos“ = selbst und „poiein“ = machen. Ein autopoietisches System ist demnach ein selbstorganisierendes und reproduzierendes System. Selbsterstellung und Selbsterhaltung sind somit Grundeigenschaften dessen, was als Autopoiesis bezeichnet wird). Als Zentrum dieser Autopoiese habe traditionell die Seele gegolten. Die sei aber heute bedroht. Der Zelltod jedenfalls erscheine immer paradoxal: Einerseits soll er körperlichen Störungen vorbeugen, indem er schadhafte Körperzellen aussortiert und damit lebensdienlich wirkt, zum anderen kann er eben auch das Ende des Lebens bewirken.

Im ersten Teil seines Referates stellte der Mediziner eine alte theologische Frage, nämlich: Kann der Tod sich selber töten? Anders aber als die Theologen geht der Arzt davon aus: Der Tod gehört zu unserem endlichen Sein. Aber obwohl der Tod endlich ist, sei er doch nicht Nichts. Denn – und nun philosophisch – ohne Sein gäbe es kein Nichtsein. Hier nun führte der Referent den

Begriff der Apoptose (von griech. apoptosis = das Abfallen, z.B. eines Blattes) ein, sozusagen eine Art programmierter Zelltod oder ein Selbstmordprogramm der Zelle. Er spiele für Entwicklung, Erhaltung und Altern vielzelliger Organismen eine wichtige Rolle, indem er einzelne Zellen planmäßig aussondert. Einfach gesagt: Der Zelltod stirbt sozusagen an sich selbst, um das gesamte System in unbewusster Weisheit zu erhalten. Man kann auch sagen: Die Zelle zerfällt, wir aber überleben.

Frage: Bedeutet dies System des Todes auch etwas für den finalen Tod? Gibt es einen kognitiven Weg zum Tod? Es bleibe, so zeigte der Referent am Beispiel des frühen Todes von Blaise Pascal, der Konflikt zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit. Pascal nämlich wollte nicht mehr sterblich sein.

Das Ende, so der Referent, jedenfalls sei endlich, aber eben nicht unendlich. Es weise somit (wie bei Hegel) über die Grenze hinaus. Sterblichkeit sei in dieser Sicht ein Teil der Weltordnung und Unsterblichkeit demnach ein Horror. Schneider zitierte aus dem 13. Sonett Rilkes an Orpheus 2.Teil:

„Sei allem Abschied voran, als wäre er hinter/  
dir, wie der Winter, der eben geht...“

Zusammengefasst also sieht der Mediziner Schneider Tod zunächst als zelluläres Geschehen mit der Seele als Zentrum der Autopoiesis. Man könne aussteigen aus der herrschenden „Egologik“, denn nicht wir Menschen seien Maßstab von Leben und Tod. Im Anthropozän (Dieser Begriff bezeichne ein neues geologisches Zeitalter, in dem die Menschheit den dominanten geophysikalischen Einfluss auf das Erdsystem hat. Man leite daraus ihre Verantwortung für die Zukunft des Planeten ab. Das Konzept enthält zugleich eine Aufforderung, die Stellung des Menschen zur Natur und im Kosmos neu zu bestimmen und verantwortlich mit den begrenzten natürlichen Ressourcen umzugehen) komme man vielleicht einem „Eu-zän“ näher. Früher übrigens sagte man „Paradies“, das aber ist – mit Heinrich von Kleist – vielleicht nur von hinten offen.

Es folgte mit **Katinka Schweizer** (Hamburg) eine Psychotherapeutin und Sexualwissenschaftlerin. Ihr Thema: **„Körper-Ich und Jouissance. Psychodynamische Zugänge zu Sexualität und Geschlechtervielfalt“**. Ihr Beitrag widmet sich dem Konzept der Geschlechtsidentität und seiner Bedeutung für einen psychoanalytischen Zugang zum Thema körperliche Varianten der Geschlechtsentwicklung. Jouissance (deutsch „Genießen“) ist ein vom französischen Psychoanalytiker Jacques Lacan entlehnter Begriff. Er steht – im Gegensatz zur Lust und zum Begehren – für eine unmittelbare Befriedigung insbesondere sexueller Bedürfnisse. In vier Schritten erläuterte die Referentin ihr Thema Geschlechtervielfalt. Um ihre Thesen zur besseren Orientierung vorweg zu nehmen:

Geschlecht sei mehrdeutig und eben nicht eindeutig. Geschlechtliche Selbstbestimmung gehört zum Grundrecht aller Menschen. Im Anschluss an S. Freud und C. G. Jung tue die Tiefenpsychologie gut daran, ihre frühen Grundgedanken zur Geschlechteridentität

wieder zu entdecken. Menschen mit intergeschlechtlichen Merkmalen verdienen – gerade weil sie Minderheiten sind – Aufmerksamkeit und Anerkennung!

Frage der Referentin zu Beginn: Wieso gibt es in der Praxis so viel Ablehnung der unterschiedlichen Formen von Sexualität? Was nicht innerhalb der gesellschaftlichen Norm liege, sei auch heute noch (oder wieder) bedroht. Dabei gebe es in Politik und Gesellschaft genaue Bestimmungen zu sexueller Gesundheit. Sie fordere, so die WHO (Weltgesundheitsorganisation) „eine positive, respektvolle Herangehensweise an Sexualität und sexuelle Beziehungen“. Es müsse freie Möglichkeiten geben „für lustvolle und sichere sexuelle Erfahrungen, frei von Unterdrückung, Diskriminierung und Gewalt“. Sexuelle Rechte aller Menschen müssten „anerkannt, geschützt und eingehalten werden“. Im Übrigen: Kein Geschlecht gleiche dem Anderen.

Man könne – grob gesagt – sechs Ebenen unterscheiden. Beim körperlichen Geschlecht (sex) unterscheidet man chromosomal, gonadal (Entwicklung der Keimdrüsen) und genital (äußere Geschlechtsmerkmale). Beim psychosozialen Geschlecht (gender): Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und sexuelle Orientierung. Geschlechteridentität also sei erlebte und gelebte Vitalität. Wie nun lauten rechtliche Regelungen der Varianten körperlicher Geschlechtsentwicklung? Im Juni 2018 habe der Verfassungsgerichtshof das Recht auf individuelle Geschlechtsidentität festgehalten. Nun wurde die erste Geburtsurkunde, der erste Pass mit „divers“ beziehungsweise „x“ statt „männlich“ oder „weiblich“ ausgehändigt. Interessenverbände jubeln, kritisieren aber, dass medizinische Beweise vorgelegt werden müssen.

Die Referentin nannte Alex Jürgen als Beispiel: Seit 2016 kämpfte der auf dem Rechtsweg für einen dritten Personenstand im Geschlechtseintrag. Es brauchte ein Urteil des Verfassungsgerichtshofs (VfGH), um rechtlich anzuerkennen, dass es mehr als nur zwei Geschlechter gibt. Das Gericht stellte fest: Intergeschlechtliche Menschen haben ein Recht auf adäquate Bezeichnung im Personenstand – und berief sich dabei auf Artikel 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK). Dieser schützt die Achtung des Privat- und Familienlebens. Dazu zählen die menschliche Identität, Individualität und Integrität und damit auch die Geschlechtsidentität.

Frage an ihn, welche Anrede er wünsche? Antwort: Der Mensch, die Person. Katinka Schweizer schilderte die Nöte von Frauen mit anderer Geschlechtsidentität: „Ich sehe mich weder als vollständige Frau noch als Mann, eher irgendwo dazwischen“, oder „ich habe das Gefühl zu einem dritten Geschlecht zu gehören“ und auch: „Ich hatte oft das Gefühl, nicht echt zu sein, sondern zusammengeflickt aus Operationen und Hormonen.“ Für solche Menschen jedenfalls, so Katinka Schweizer, gebe es bis heute so gut wie keine psychosoziale Begleitung, obwohl bis zu 4% der Bevölkerung betroffen sind.

Es sei aber nun klar: In der Medizin stelle man heute nicht mehr einfach Eindeutigkeit in Geschlechterfragen her. Es gebe dort einen bedeutenden Blickwechsel von normativer Medizin zur

Gesundheitsversorgung, bei der Unversehrtheit des Körpers und Wahrung der Persönlichkeitsrechte die Hauptrolle spielten. Zusammenfassend: Seit 2013 bis heute hätten sich die rechtlichen Bedingungen für Menschen mit Intergeschlechtlichkeit verbessert. Grundrechte aller zu beachten sei die Voraussetzung für sexuelle Gesundheit, Unrecht also werde anerkannt und es gebe einen Wiedergutmachungsanspruch für „iatrogene (durch einen Arzt oder eine Ärztin verursachte) Schäden und gesellschaftliches Versagen“. Es dürfe keine Eingriffe mehr geben ohne medizinische Notwendigkeit und ohne höchstpersönliche Zustimmung. Ausnahmen dürften nur gemacht werden, wenn eine interdisziplinäre Kommission zugestimmt hat. Also: Die aktuelle Rechtslage ermöglicht Geschlechtseinträge für Menschen mit Varianten in ihrer Geschlechtsentwicklung: weiblich, männlich, offen (unbestimmt) und divers. Und ab dem 14. Lebensjahr kann der Geschlechtseintrag „höchstpersönlich“ in einen bei Bedarf passenden anderen Eintrag geändert werden. Die „psychodynamischen Konzepte schließlich reichten von Freuds Studien zu Hermaphroditismus und Bisexualität, über Animus-Anima Forschung von Jung, über Kerngeschlechtsidentität bis hin zum multiplen geschlechtlichen Selbst (Jessica Benjamin). Und das sei gut so.

Es folgte am Dienstag der Theaterwissenschaftler **Matthias Warstat** (Berlin). Sein Thema: **Leibhaftigkeit und Illusion. Zur Unverfügbarkeit des Körpers in der Darstellung.**

These: Man lernt im Theater etwas über die Unverfügbarkeit des Körpers. Das gelte auch für andere Lebensbereiche und therapeutische Settings. Konkret erlebbar werde solche Unverfügbarkeit ja bereits in der räumlichen Trennung von Bühne und Zuschauerraum. Bezogen auf die Gegenwart habe die Pandemie einen „tiefen Einschnitt“ fürs Theater bedeutet. Der Probenbetrieb musste zeitweise ganz aufhören. Das Theater war eine „leere Hülle“. Man sah sich dort auf sich selbst zurückgeworfen und habe Zeit zum Nachdenken gehabt; zum Beispiel – angesichts digitaler Verlagerung – über die Frage: Kann man auf analoge Theater auch verzichten? Ja, es habe auch digital Resonanzmöglichkeiten für Zuschauerinnen und Zuschauer gegeben. Aber die „Leibhaftigkeit der konkreten Begegnung“ (Akteure und Zuschauende zur gleichen Zeit im selben Raum kopräsent anwesend) sei unverzichtbar. Es brauche eben lebendige Körper, die etwas theatral darstellen.

Zugleich gelte aber: „Die Körper, die uns im Theater begegnen, sind in spürbarer Weise unverfügbar.“ Denn diese Körper bleiben unberührbar. Sie lassen sich nicht festhalten. Präsenz sozusagen als Abwesenheit! Solche Unverfügbarkeit ergebe sich aber auch durch die „als-ob-Handlung“ der Rolle (theatrale Illusion). Trotzdem gehe vom leibhaftigen Rollenkörper eine bestimmte Wirkung aus. Es gebe dies „leibliche Spüren“ (Hermann Schmitz), ein sich Befinden im eigenen Körper und zugleich ein leibliches Sich-Spüren in der Umgebung des Leibes. Es liege sozusagen etwas spürbar in der Luft, wie der Philosoph Gernot Böhme sagt: „Man spricht von der Atmosphäre eines Gespräches, der

Atmosphäre einer Landschaft, eines Hauses, von der Atmosphäre eines Festes, eines Abends, einer Jahreszeit. Dabei ist die Art und Weise, wie wir über Atmosphären sprechen, hochdifferenziert – schon in der Alltagssprache. Eine Atmosphäre ist gespannt, heiter oder ernst, drückend oder erhebend, kalt oder warm. Wir sprechen auch von der Atmosphäre des Kleinbürgertums, der Atmosphäre der 20er Jahre, der Atmosphäre der Armut. Man kann, um in diese Beispiele eine Ordnung hineinzubringen, die Atmosphären in Stimmungen, Synästhesien, Bewegungssuggestionen, in kommunikative und gesellschaftlich-konventionelle Atmosphären einteilen. Worauf es ankommt, ist, dass wir, wenn wir über Atmosphären reden, ihren Charakter bezeichnen.“ Also man konnte eine gemeinsam wirkende Atmosphäre im Theater spüren. Die Theaterwissenschaft spreche – wie der Referent an ausgewählten Szenen zeigte – von einer „performativen Wende“. Sie werde als Repertoire von Möglichkeiten verstanden, die kontinuierlich zu verwirklichen sind, sozusagen ein eigenständiger „Prozess von Verkörperung.“

Aber wenn solche leibliche Präsenz auf der Bühne zunächst auch Nähe zu erzeugen scheint, entziehe sich der exponierte Körper doch zugleich: Körperliche Präsenz als Absenz (Hans-Thies Lehmann): denn „In keiner anderen Kunstform steht der Körper mehr im Zentrum wie im Theater.“ Und der Referent deutet (mit Lehmann) drei Facetten von Unverfügbarkeit an: Die des Ritualen, räumlich und auch zeitlich.

Paradoxe These: „Wer von der Menge gesehen werden will, muss sich von der Menge entfernen“. Theaterkunst ist also eine vergängliche Kunst. „Man schaut sich gegenseitig beim Sterben zu“, so ein Spitzensatz. Was aber, wenn die Trennung von Akteuren auf der Bühne und den Zuschauenden aufgehoben wird? Im Schauspielhaus Hamburg präsentierte unlängst die dänische Performancegruppe SIGNA ihre Produktion „Die Ruhe“. Dazu wurden in einem immersiven (eintauchenden) Theater die Zuschauenden als Mitakteure angesehen, wie der Referent am Beispiel einer Rezension (von Dieter Pilz) zeigte. Die mitspielenden Zuschauer würden am Ende einfach wieder entlassen. Ohne „Entrollung“!

Warstat konstatiert denn auch einen „autoritären Grundzug“ in dieser Theaterform, die realistisch sei und zugleich illusionistisch. Das heißt: Es gibt konkrete Leiberfahrungen, aber das Gegenüber bleibt ein Schauspieler, der in der Begegnung seine vorgefertigte „Rolle“ spielt. Er bleibt eine fiktive Figur. Man mache zwar konkrete Leiberfahrung, aber sie bleiben doch fiktiv, weil Situationen, Ort und Gegenüber selber fiktiv sind: Ein Verwirrspiel – bereits hier beim Nacherzählen.

Was also wäre eine aktuelle Perspektive? Heute, so der Referent am Schluss, verschärfe sich die Frage, welche Körper wen auf der Bühne darstellen (dürfen). Stichwort: Black facing.

Die Körper, die auf der Bühne agieren, befänden sich nämlich nicht im luftleeren Raum. Theater geschieht, ob es das will oder nicht, nicht ablösbar von politischen Besetzungen und Wertungen. Die Körper, die erfahren werden, seien eben nicht neutral. Alle diese Körper zeugen von historischen, politischen, sozialen und

kulturellen Prägungen. Konkret: Es gehe in letzter Konsequenz um die Frage, wie denn überhaupt einer einen anderen „spielen“ können soll. Also: Wie sollte ein Bürgerlicher einen König, ein Deutscher einen Dänen, wie ein Moderner einen Mittelalterlichen spielen können? Das seien heutige repräsentationspolitische Fragen, die das Theater, wenn es vom Leib spricht, mitbedenken muss. Welche Körper also repräsentiert das Theater und welche nicht? Mit solchen Fragen könne man dann auch verstehen, warum Leiberfahrungen nicht immer wohltuend, bereichernd oder heilsam sind, sondern auch in heftige Konflikte münden können.

Seit zehn Jahren kocht und backt Autorin **Elisabeth Raether** (Berlin) in der Kolumne „Wochenmarkt“ des ZEITmagazins. Ihr Thema: **Anleitung zum Genuss – erst recht in schwierigen Zeiten**. Sie sei nicht eine Köchin, die schreibt, sondern eine Journalistin, die kocht. Man könnte denken, Kochen sei mit Schmecken oder Gier etwas sehr Leibhaftiges. Aber in ihrer Zeitung erschließe man sich die Welt doch eher durch Nachdenken, Wahrnehmen, Berichten, und weniger durch Riechen und Schmecken. Als politische Redakteurin setze sie sich „komplett“ den täglichen Nachrichten aus, gerade auch den verheerenden, weil die (Stichwort Klima) alle etwas zu tun hätten mit dem, „was auf unseren Tellern liegt“. Deshalb sei für sie die größte Herausforderung die Spannung zwischen Pasta und Pandemie zu gestalten und offen zu bleiben für das, was geschehen wird und soll. Wie also ist es möglich zu genießen, ohne sich komplett vom Weltgeschehen zurück zu ziehen? „Wie schafft man es, das Leid der Anderen auszuhalten und zugleich ohne schlechtes Gewissen zu genießen?“

Seit ihren Anfängen habe sie sich unterscheiden wollen. Deshalb ihr erstes Rezept an Ostern (sie lacht): Radieschen mit Salz und Butter. „Schwachsinn“ habe Wolfram Siebeck (ihr Vorgänger) das genannt. Erst später habe sie bemerkt, dass hinter solcher Totalkritik nicht unbedingt das Leid älterer Männer gestanden hat, deren Zeit zu Ende geht, sondern eben das Lebensgefühl einer Nachkriegsgeneration, die erst einmal Anschluss haben wollte an das Raffinement der großen Küchen der Sterneköche in Frankreich oder Italien. Genuss habe sich damals über die erlittenen Entbehrungen und Erinnerungen an den Mangel definiert. Sie habe denn auch erst später schätzen gelernt, dass Wolfram Siebeck „richtig toll“ schreiben konnte. „Er hat mit seiner journalistischen Herangehensweise eine Tradition begründet. Es ging ihm nicht nur um Kochtechnik, sondern auch um die Geschichten drum herum, um Beobachtungen“. Sein Motto: „Achtet nicht auf die Sättigung, sondern auf die Verfeinerung!“ Sie selber also habe sich damit nicht verglichen und selber ausprobiert, sei aber heute radikaler geworden. „Anfangs dachte ich noch, okay, alle beschäftigen sich mit Zucchini Blüten, dann gehören sie wohl in eine Kochkolumne. Bis mir klar wurde: Moment mal, das ist meine Kochkolumne, ich kann entscheiden, ob die Zucchini Blüte reinkommt oder nicht. Denn wie oft habe ich schon eine Zucchini Blüte kaufen können? Ich lebe in Berlin, selbst hier bekommt man sie extrem selten

zum richtigen Zeitpunkt. Die Zucchiniblüte ist ein flüchtiges Glück. Heute konzentriere ich mich auf die Zutaten, die man verlässlich bekommt“, wie eben auch ihre Leserinnen und Leser. Denn es sei ihr Essen „und nichts, was ich mit Profiköchen in irgendwelchen Testküchen ausprobieren. Ich überlege, worauf ich Lust habe, und schaue, wie ich das hinkriege, welche Zutaten ich frisch bekomme, wie viel Zeit ich habe. Dann ziehe ich los, kaufe die Zutaten und gehe in meine Küche, meistens abends nach der Arbeit. Das ist ja genau die Situation, in der alle sind, die die Kolumne lesen, Rezepte, die auch für Ungeübte eine Belohnung sind.“

Ihr selber sei spätestens bei der Geburt Ihres Kindes deutlich geworden, dass sie eine Verantwortung habe, „für das, was ich tue“. Ihr sei klar geworden, dass Essen politischer geworden sei; zum Beispiel wenn man sich mit dem befasst, wie Lebensmittel heute in Deutschland hergestellt werden. (2 Millionen Tiere werden am Tag geschlachtet, Enten und Gänse nicht mitgezählt). Aber – so ihre Frage – was, wenn man einfach Hunger hat und schmackhaft essen möchte? Siebecks legendärer „Steinbutt“ – heute mit Stellnetzen gefangen – sei heute nicht mehr ohne schlechtestes Gewissen einfach zu haben, von der Überfischung der Meere gar nicht zu reden. Wie also hier und heute genießen können? Verzicht? Für sie seien Verzicht oder der vorangegangene Exzess keine Gegensätze. Sie folgten derselben Idee: Es ist verboten. Die einen freuen sich dann über ihre exzessive Übertretung, die anderen freuen sich darüber, dass sie die Kontrolle haben! Es sei nichts gegen spirituelles Verzichtens gesagt, verstanden als Reinigung und Freiheit von irgendwelchen Fesseln. Aber sie, so die kochende Referentin, liebe nun einmal das Essen, den Steinbutt oder das Blesshuhn. Genuss sei also auf keinen Fall etwas Verbotenes, sondern etwas Naheliegenderes, wie etwa ein dampfender Teller Spaghetti, den jemand für einen liebevoll zubereitet hat: „Genuss heißt, dass man den Moment des Essens gestaltet, verschönert und schmeckt“. Verzicht und Genuss brauche man nicht gegeneinander auszuspielen. Man könne sogar – auch beim gemeinsamen Essen – darauf achten, wie geht es den Anderen? Bis hin zur Frage: „Schmeckt es Ihnen“ und die würdige Resonanz darauf? Auch das sei Fähigkeit zur Empathie.

Sie wünsche sich von der Politik mehr eine Sprache, die zur Kooperationsbereitschaft ermuntert; und sei es nur beim gemeinsamen Kochen.

Der Mittwoch begann dann mit **Eckart Altenmüller** (Hannover), Arzt und Musiker. Sein Thema: **Musik als emotionale Kommunikation. Musik-Effekte auf Denken und Fühlen**. Er habe, so der Referent, von etwas zu sprechen, über das man eigentlich nicht sprechen kann. Mit Rousseau: „Musik drückt das aus, was nicht mit Worten gesagt werden kann, worüber es aber unmöglich ist zu schweigen“.

These des Referenten: Musik ist seit archaischen Zeiten Teil menschlicher Grundausstattung mit Wirkung auf Körper und Seele. Musik sei eine große „Verbinderin“. Sie verbinde Menschen in Zeit

und Raum bis hin zum gekonnten Tempowechsel (Accelerando, das Tiere wie Schimpansen eben nicht beherrschten). Musik verbinde aber auch mit der Vergangenheit, wie eine Grubgrabenflöte von vor 18.000 Jahren beweise, die an der Donau gefunden worden ist und deren Nachbau der Referent mitgebracht hatte. (Er spielt darauf die Melodie von „Meister Jakob“ vor, also unsere Tonleiter und als kleine Zugabe den Anfang des Hornsolos aus Brahms 2. Klavierkonzert).

Musik habe sowohl gesellschaftliche als auch biologische Wirkungen. Alle Eltern dieser Welt wüssten das, wenn sie mit ihren Kindern zum Beispiel Wiegenlieder singen, sie ruhig zu schlafen beginnen und sich geborgen fühlen. Aber Musik bewirke auch Gruppenbindung durch Tanz und gemeinsames Singen. Musik beeinflusst zudem Stimmungen. Sie gebe Gefühlen Ausdruck und wirke sogar bewusstseinsverändernd (Trance) und könne so unser bewusstes „Betriebssystem deaktivieren“ (biologisch z.B. das Liebeswerben der Vögel). Es verbinde einen mit den Zuhörenden und auch in spirituellen Umgebungen kann Musik auf das „Unendliche“ verweisen. Musik trainiere das Hören, steigere die Aufmerksamkeit und steuere emotionale Kompetenz, sie reduziere Spannungen und sie Sorge für neuronale Vernetzung im Gehirn, sie unterstütze das Gedächtnis, fördere die Gesundheit.

Neuronal sei Musik-Hören „ein aktiver, Bedeutung konstruierender Prozess“. Denn „jeder Klang erzeugt die Erwartung des nächsten Klanges“. Man baue sozusagen immer wieder Hypothesen im Gehirn auf, die dann bestätigt oder enttäuscht werden. Das sei ein prozessualer Vorgang, dessen sich Komponisten beim Komponieren bedienen. Emotional wirke Musik unterschiedlich. Sie könne vitalisieren, entspannen, nach Resonanz verlangen, ein Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugen und vor allem ein besonderes Glücksgefühl hervorrufen, zu erkennen an der „Gänsehaut“, ein Lieblingsthema von Altenmüller. „Wenn sich die Haare aufstellen, wird weniger Wärme vom Wind und der umgebenden Luft abtransportiert“, erklärt er. Das wärmt dann wie ein zusätzlicher Pelzmantel. Dieser uralte Reflex habe sich in der Musik erhalten. Berührt eine Musik emotional, bekommen wir oft eine Gänsehaut. Das hat viel mit Hörerwartungen zu tun, beispielsweise dann, wenn wir den Beginn einer Melodie hören und innerlich vorausahnen, wie die Phrase weitergeführt wird. Wird die Erwartung erfüllt, löst das positive Schübe aus: „Das ist dann für uns eine Belohnung, weil es bestätigt, was wir vermutet haben.“ Durch Erfüllen von Erwartungen werde das Glückshormon Dopamin ausgeschüttet. Aus der Neurobiologie wüsste man, dass sich das Gehirn auf solch einen Gänsehautmoment vorbereitet – und zwar schon dann, wenn wir erst ahnen, dass gleich eine aufregende Stelle in der Musik kommt. Zusammengefasst: Musik könne Unsicherheit beim Hörenden umwandeln in Sicherheit, vor allem beim Hören neuer Stücke. Sie erzeuge „mächtige biographische episodische Gedächtnisse“, sie löse Emotionen aus wie Freude, Trauer, Glück. Glücksgefühle, so selten und flüchtig sie sind, beruhten vor allem auf der Hörbiographie. „Sie scheinen schambesetzt zu sein und wollen Einsamkeit“. Und Musik wirke, wie man weiß, heilend, weil sie motivierende, vitalisierende und

auch entspannende Wirkung habe (Mozarteffekt). Sie fördere dadurch bessere Durchblutung im Gehirn und sei geeignet, jeglichen Stress zu reduzieren.

Eckart Altenmüller krönte seinen Vortrag mit „Syrinx“ (C. Debussy), auf eigener Querflöte geblasen. Damit zeigte er zum Thema „Körper“ noch einmal ganz praktisch-sinnlich: Sein Element ist die Luft, sein Instrument ein nach außen gekehrtes Inneres und wie Sänger formte er den Klang mit Atem, Mund und Zunge aus der Tiefe des Leibes. Sinnlich und intim, singend und sagend sind Ton und Tun aktiv zugleich mit Hand und Mund und ganzem Körper, aus dem der Atem ins Instrument fließt als Abbild und Verlängerung des Organismus. Und nach Ernst Bloch beginnt die „Urgeschichte der Musik“ mit einem Blasinstrument: der Panflöte, in die die begehrte Nymphe Syrinx sich verwandelt, „Geburtsstätte der Musik als menschlichen Ausdrucks“ und „Ruf ins Entbehrte“.

Dem Musiker folgte der Psychiater und Philosoph **Thomas Fuchs** (Heidelberg) mit **Der Schein des Anderen. Empathie und Virtualität**. Entkörperlichte Kommunikation und ihre Folgen.

Seine These: Die fortschreitende Entsinnlichung, die Wucherung der digitalen

Zeichenwelten, der Phantombilder und Scheinpräsenzen hätten eine Kunstwelt erzeugt. Die schiebe sich (mit Waldenfels gesagt) „zwischen Sehen und Gesehenes, Sagen und Gesagtes, zwischen Mitteilung und Mitgeteiltes, zwischen Handeln und Tat, zwischen Gefühlsregung und Gefühlsäußerung. Und das bedeute ‚Entkörperung‘ und Rückgang leiblicher und zwischenleiblicher Erfahrung. Zugleich tendiere die Empathie, also unser Einfühlungsvermögen, dazu, sich von dieser Erfahrung abzukoppeln und in die Virtualität zu verlagern: Weg von der realen körperlichen Begegnung hin zum virtuellen und projektiven Pol.“ Dieser Trend werde begünstigt durch eine Weltsicht (Konstruktivismus), die nicht mehr klar unterscheidet zwischen Bild und Original, Schein und Sein, Virtualität und Realität! Aber, so Fuchs, unsere Wahrnehmungen sind keine Vorstellungen, und selbst unsere Vorstellungen werden uns ständig von der Welt bestätigt oder widerlegt. Also es gebe ein echtes Gegenüber. Um dies „Gegenüber“ auch zu spüren und wahrzunehmen, müsse man allerdings mit der Welt aktiv „umgehen“ und konkrete Begegnungen mit anderen Menschen suchen und gestalten. Nur so ließen sich „unsere Entwürfe, Vorstellungen und Illusionen“ wirklich überprüfen und korrigieren: im einen Fall durch direkte Rückwirkung, Erfolg und Misserfolg, im anderen Fall dadurch, dass Andere fremd sind und auch widerständig. Jede Begegnung nämlich bringe einen möglichen Wechsel der eigenen Perspektive mit sich. Was also ist „wirklich“? Das, was uns zustößt, was wir nicht berechnen können. „Wirkliches erschließt sich durch eine immer wieder neu zu überwindende Fremdheit, Unvorhersehbarkeit und Widerständigkeit. Umgekehrt schwindet die Wirklichkeit in dem Maß ihrer ‚Eingängigkeit‘, der Reibungslosigkeit, mit der sie in die Sinne einströmt und die aufmerksame, kritische Wahrnehmung unterläuft. Die bewegten und

interaktiven Bilder hingegen seien in besonderem Maße geeignet, die Wahrnehmung zu überrumpeln, den Blick zu bannen und sich unmittelbar mit der Imagination zu verbinden. Und nicht umsonst galten Bilder in der menschlichen Kulturentwicklung seit jeher als mythische Mächte, deren magische und verwandelnde Kraft man durch strenge Tabus bis hin zu Bilderverboten zu zähmen versuchte. Zitat: „Wir leben allerdings in einer Gesellschaft, die wie keine vor ihr von Bilderverboten frei und von Bildern überflutet ist. Wollen wir die konkrete Wirklichkeit erfahren, müssen wir lernen, diese Flut zu hemmen und die sinnliche Erfahrung mit leiblicher Gegenwart zu verknüpfen.“ Und dafür müsse man das Verhältnis von Empathie und Virtualität thematisieren. Aber was versteht man unter Empathie?

Einfühlung, so Fuchs, verlaufe in Stufen. Er unterscheide zwei Stufen von Empathie: Eine primär verkörperte und eine sekundäre Empathie und – drittens – sogar noch eine projektive Empathie. Primäre Empathie beruhe auf der unmittelbaren, leibhaftigen Begegnung mit dem anderen, auf der zwischenleiblichen Interaktion: „Wenn wir einen anderen in Zorn ausbrechen sehen, nehmen wir sein Gefühl unmittelbar im Ausdruck und Verhalten wahr. Dazu bedarf es keiner inneren Simulation der Wut, die erst wir in uns selbst wachrufen müssten, um sie dann auf den anderen zu übertragen...“. Daran sei auch die Resonanz unseres eigenen Leibes beteiligt. Der Zornausdruck ruft Empfindungen von Spannung, Zusammenzucken, Rückzugstendenzen hervor, und diese unterschwellig Empfindungen gehen mit in die Wahrnehmung des Zornigen ein. Gefühle werden im Ausdruck verständlich, weil er einen leiblichen Eindruck hervorruft: Man spürt den anderen am eigenen Leib!

Dieser Eindruck, den der andere auf uns macht, ruft nun seinerseits einen Ausdruck in uns hervor (z.B. einen irritierten oder ängstlichen Ausdruck), der wiederum vom anderen wahrgenommen wird und dessen leibliches Befinden verändert. „So entsteht eine kreisförmige, leiblich-affektive Kommunikation, in die beide Partner selbstverständlich einbezogen sind. Wenn sich zwei Menschen begegnen, tasten ihre Leiber einander ab, ihre Blicke und Handlungsimpulse greifen am anderen Leib an, und ihr sensomotorisches Körperschema verleibt sich den anderen gleichsam ein, eine Art „wechselseitige Einleibung“ (Hermann Schmitz).

Auf der Grundlage der primären Empathie sind wir zudem in der Lage, uns die Situation des anderen als solche bewusst zu machen, sie uns also zu vergegenwärtigen. Damit erweitern wir unser Verständnis und vertiefen die Einfühlung. Weiter führe die Möglichkeit, sich selbst in den anderen hineinzusetzen: Ich stelle mir vor, wie ich an seiner Stelle empfinden oder reagieren würde. Spätestens hier gebrauchen wir eine „Perspektivenübernahme“. Die sei freilich von ganz anderer Art als die erste. Sie enthält die bewusste Vergegenwärtigung der Situation des anderen, häufig mit Hilfe zusätzlicher, nicht der Situation unmittelbar zu entnehmender Informationen über ihn. Sie ist imaginativ, denn sie nimmt gleichsam eine Art Rollentausch vor: Als ob ich der andere wäre. Dies enthält bereits ein Element von Virtualität. Es

komme noch eine dritte Form von Einfühlung hinzu: Die fiktionale Einfühlung. Die kann sich auch auf fiktive Personen (Romanfiguren, Filmhelden, etc...) oder nicht-personale Agenten beziehen. Diese – dritte – Form von Einfühlung sei nun immer begleitet von einem Als-ob-Bewusstsein, das in unterschiedlichen Formen auftritt: als Bildbewusstsein (ein Bild als Bild, einen Film als Film sehen, nicht als die dargestellte Realität), als Phantasie-Bewusstsein (die eigene Vorstellung als Vorstellung erkennen), im Symbol- oder Metaphern-Verständnis (etwa wenn ein Kind eine Banane spielerisch als Telefonhörer gebraucht) oder auch im Rollenspiel (etwa wenn das Kind ‚Kapitän‘ oder ‚Räuber‘ spielt).

Normalerweise blieben wir uns in der fiktionalen Empathie bewusst, dass wir nicht wirklich mit leibhaft gegenwärtigen anderen zu tun haben, also es geschieht keine Verwechslung von Fiktion und Wirklichkeit, eher läuft so etwas wie „doppelte Buchführung“, eine übrigens „kognitiv anspruchsvolle Leistung, eine Errungenschaft der frühen Kindheit“, die aber eben auch verloren gehen kann (Klassisches Beispiel ist Pygmalion). In dem Fall gehe Empathie in Illusion und Projektion eigener Phantasiegebilde auf die Realität über, wie im Film „Her“, der ja fast so etwas sei wie „digitaler Animismus“!

Resümee: Empathie erweist sich nach Fuchs als komplexes Phänomen aus implizit-leiblichen Komponenten, die sich aus der unmittelbaren Zwischenleiblichkeit ergeben, und aus virtuellen Komponenten, die durch das Bild-, Vorstellungs- und Phantasiebewusstsein, d.h. durch ein unterschiedlich geartetes Als-ob-Bewusstsein ermöglicht werden. Diese Komponenten sind je nach Situation unterschiedlich gewichtet: „Je unmittelbarer ich mit dem anderen in leiblichem Kontakt stehe und dabei in eine gemeinsame Situation einbezogen bin, desto mehr steht die primäre Empathie im Vordergrund. Umgekehrt: Je mehr die leibliche Kommunikation in den Hintergrund tritt, desto wichtiger wird in der Regel die virtuelle oder imaginative Komponente der Empathie“.

Fuchs also präferiert die leibhaftige Gegenwart des anderen. Denn die habe „ihre eigene Widerständigkeit“. Personen also würden füreinander real und wirklich in dem Maß, als sie sich als „Wesen erkennen, die immer jenseits dessen bleiben, als was sie sich zeigen“. Solche Widerständigkeit allerdings könne auch entgleiten, nämlich dann, wenn das Bewusstsein für Schein und Realität, Original und Kopie, Realität und Imagination verloren geht. Zugleich stellten – nach Fuchs – die Medien, insbesondere das Fernsehen, eine scheinbare Gleichzeitigkeit mit der ganzen Welt her. Sie vermitteln nicht mehr, sondern schieben sich immer mehr selbst vor die Realität. Sie schafften „ausgedehnte Netzwerke schwacher Bindungen, die sich ohne aufwändige persönliche Investitionen aufrechterhalten und abrufen lassen, während die gestiegene Mobilität der Gesellschaft auf der anderen Seite die Konstanz persönlicher Beziehungen zunehmend erschwert.“ Die Qualität empathischer Beziehungen in einem Raum abgestufter Nähe und Intimität weicht mehr und mehr der Quantität der Kontakte im homogenen virtuellen Raum.“

Fazit: In Anknüpfung an Martin Buber, so Fuchs wörtlich: „Wenn alles wirkliche menschliche Leben Begegnung ist, dann entscheide sich an der Frage, ob und in welcher Weise wir einander begegnen, unser Verhältnis zur Wirklichkeit überhaupt. Nur der andere ist ein Sein jenseits des bloßen ‚für mich‘, jenseits des medialen Idealismus oder der neurokonstruktivistischen Innenwelt, aus der wir nie hinausgelangen. Nur der andere befreit mich auch aus dem Käfig meiner Vorstellungen und Projektionen, in dem ich immer nur mir selbst begegne.“

Vom Anderen geht ein „ethischer Anspruch“ aus, der „letztlich an seine leibliche Gegenwart gebunden ist: an seinen Blick, an seine Stimme, sein Gesicht.

Und nur, wenn andere für uns in dieser Weise wirklich werden, werden wir auch uns selbst wirklich. Die virtuelle Gegenwart des anderen kann die Zwischenleiblichkeit nicht ersetzen!“

Abends dann anstatt Wein und Rausch, Sein und Erzählen; Märchen erzählt von **Gideon Horowitz**. Eine Kerze brennt still vor sich hin auf dem kleinen Tisch. Dann tönt der Gong einer Klangschale durch die Inselhalle – mucksmäuschenstill ist es, als Horowitz zu erzählen beginnt. Übrigens zehn Jahre hat er an dem Buch „Der dunkle See“ geschrieben. Daraus das Märchen „Traum“. So nämlich heißt die so wunderbar nackt tanzende junge Frau, die ein armer Fischer im Traum sieht. Das Märchen muss man hören, es kann also hier nicht nacherzählt werden. Immerhin: Die Geliebte „Traum“ blieb ihm, nach mannigfachen Gefahren, schließlich erhalten: Im Traum! Und der arme Fischer Yussuf saß dann oft am Flussufer und dachte: „Früher war ich ein Mann und träumte von einer schönen Frau, und jetzt bin ich ein Mann im Traum einer schönen Frau. Was wohl das bessere Dasein ist.“ Klar, dass sowohl der Fischer wie auch der Erzähler darauf „nie eine Antwort“ gefunden haben. Im zweiten Märchen „der weiße Hirsch“, einer Verwandlungsgeschichte, ging es darum, um die Königin zu bekommen, drei Lügen mitzubringen, „die keine Lügen sind“ mit der unmöglichen Frage: Wie einer gleichzeitig Mutter eines Menschen, eines Pferdes und eines Jagdhundes sein kann? Das Unmögliche ist nacherzählbar möglich, so die Quintessenz. Das dritte, ein japanisches Märchen (Nachzulesen in Gidon Horowitz: Gefangen im Schnee. Freiamt 2000), handelt von „Ewiger Berg“ einem Ringer, der erst durch drei starke Frauen richtig zum Mann wird. Er gewinnt ohne Mühe den Preis des Tennos. Und wenn es donnert und die Erde bebt, dann flüstern die Leute in den Dörfern: Vielleicht ist das wieder „Ewiger Berg“. Aber „kein Mensch hat ihn je wieder gesehen“. Der Abend schloss mit dem Märchen „die erste Grille“. Dann rührte der Erzähler wieder an seine Klangschale, der entspannende Zauber des Abends war vorüber.

Den Abschluss in Lindau machte der Theologe **Alexander Deeg** (Leipzig) mit seinem Thema: **Leichenschmaus und Abendmahl oder: Lasst uns essen und trinken, denn tot ist der**

**Tod.** Wie also hängen Leichenschmaus und Abendmahlsritual zusammen, wenn man diese Ritualpraxis aus der Perspektive des ‚Leichenschmaus‘ ansieht? Essen also, Trinken, Genuss und der Tod, wie hängen die zusammen? Vom Abendmahl als der einen Seite seiner „Versuchsanordnung“ heißt es: „So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis dass er kommt“. Beim Essen soll der dabei sein, der den Tod überwunden hat. Für ihn stelle sich damit die Frage: Wie lassen sich Mahlzeiten im Umkreis des Todes verstehen?

Deeg begann, leicht ironisch, mit selber erlebten Geschichten beim Abendmahl in seiner oberfränkischen Heimat. Da habe dann der Repräsentant der christlichen Religion vorne in der Kirche gestanden und feierlich angekündigt: „Kommt und schmeckt wie freundlich der Herr ist.“ Und dann, so der Referent, bekäme man eine „papierne Oblate in den Mund geschoben und einen Schluck Wein, von dem man sagen kann, man habe bereits besseren getrunken“. Irgendwie passten die Worte und Form und Geschmack nicht zusammen. Haben wir es mit einer „kulinaren Dekadenzgeschichte“ zu tun? fragte er. Nach einem Durchgang durch die ebenso bunte wie auch spaltende Geschichte des Abendmahls vom einfachen Sättigungsmahl (frühe Kirche), Klerikalisierung (Mittelalter), über den Streit um die Elemente (Reformation) bis heute. Und da war die Süddeutsche Zeitung auf die Idee gekommen, einen ausgewiesenen Sommelier in zwei Kirchen im Norden und Süden der Republik zu schicken, um den Abendmahlswein zu kosten. Sein Ergebnis zum Wein: „Nase nicht ganz sauber mit wenig Aroma, verhaltener Duft, wirkt tot, fettig und dumpf.“ Und in einer anderen Kirche: „Der Wein schmecke „rosinig, breit, überlagert. Bitter im Abgang. Ich bedaure den Pfarrer, der das trinken muss.“

Was war die Absicht des Referenten: Wollte er die Geschichte des Mahles als eine Verfallsgeschichte beschreiben? Er schlug vor, das Mahl so zu verstehen, dass es sich doch durch alle Wandlungen hindurch im Kern wirksam erhalten hat. Also eine „Wieder-holung“ (Kierkegaard, Deleuze) und anregende plurale Entfaltung in andere Orte, Zeiten und Situationen? Wie also lasse sich Abendmahlsbegeisterung gegenüber einer fortgesetzten Appetitlosigkeit schmeckend wieder erlangen? Sein überraschender Vorschlag: Mehr auf den „Leichenschmaus“ zu achten, jener Mahlzeit (Abendmahl sei ja auch eine Art Totengedächtnismahl), die man nach einer Beerdigung gemeinsam einzunehmen pflegt. Solche Totenmähler, die Tod und Essen in Zusammenhang bringen, habe es kultur- und zeitübergreifend in allen Kulturen gegeben. Man habe nämlich, gerade auch von Seiten der Kirche, die Praxis solcher zuweilen recht ausgelassener Totenmähler nicht kontrollieren können. Also tue man gut daran, ihre sich gegenseitig interpretierende und untergründige Verbindung zu suchen im Interesse einer Belebung des Appetits. Denn beim Leichenschmaus werde ja der Tote Teil einer Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaft. Vergänglichkeit und Genuss gingen dabei eine positive Verbindung ein in Abwandlung des Bibelwortes: „Lasset uns essen und trinken, denn noch leben wir“.

Zusammenfassend: Im Dialog mit der Praxis des Leichenschmauses bekomme das Abendmahl einen offenen, ökumenischen, sogar universalen Charakter. Gemeinsames Essen als „Lockerungsübung“ gegenüber eigenen Ressentiments, Vorurteilen und Fremdheitsfurcht. Wie beim Leichenschmaus der Tote erzählend, (oft humorvoll und ambivalenter als in der vorangegangenen Kirchenfeier) wieder gegenwärtig ist, so erzählen auch frühchristliche Geschichten von diesem Zusammenhang von Abwesenheit und Präsenz (Emmaus-Jünger im Lukasevangelium Kapitel 24 zum Beispiel, oder die Mahlfeiern in den Katakomben „mit den Toten“?). Die Ambivalenz von Heiterkeit und Trauer findet beim Leichenschmaus ihren Platz. Schließlich – bezogen auf das Tagungsthema – die Wiederentdeckung des Leiblichen durch Essen. Man halte so dem Tod eine „leibliche Praxis“ entgegen. Schließlich seine sehr heikle Frage: Lässt sich das Abendmahl als eine Art ritualisierter Kannibalismus verstehen, hoch sublimiert freilich, aber doch im Hintergrund gegenwärtig, radikal und auch düster? Der Theologe wollte dann doch lieber jenen Satz aus dem Johannesevangelium gestrichen wissen: „Amen, amen, das sage ich euch: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esst und sein Blut nicht trinkt, habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag.“ Er könne mit einer solchen „kannibalistisch gesteigerten Deutung nichts anfangen“, rief er aus. In der nachfolgenden Diskussion im Plenum wurde denn auch gefragt, ob nicht gerade der von ihm gestrichene kannibalistische Aspekt des Abendmahls auf eine tragische und eben nicht verleugnete Tiefendimension jeden Essens hinweise: Man erhält das eigene Leben dadurch, dass man fremdes (Tier, Pflanzen) isst? Umgangssprachlich sei das noch in der Liebeserklärung erhalten: „Ich habe dich zum Fressen gern“. Er wolle sein Durchstreichen zurücknehmen und noch einmal über diese dunkle Seite nachdenken, schloss Alexander Deeg.

Wolfgang Teichert



## **Ankündigung der Arbeitstagung 2022**

vorläufiges Leitthema:

### **Mit Widersprüchen umgehen – eine Lebenskunst**

**Datum:** Sonntag, 30. Oktober 2022 bis  
Donnerstag, 03. November 2022

**Tagungsort:** Inselhalle in Lindau und online

**Eingeladene:** Alle Interessierten, insbesondere alle in Heilberufen Tätigen sowie alle, die beruflich mit Menschen arbeiten.

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformular wird im Frühsommer 2022 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle: igt e.V., Postfach 701080, 81310 München kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

**Unser Tagungsband 2020 ist erschienen:** „Vertrauen schaffen – Von Verunsicherung, Verrat und Verbundenheit“ mit einem Vorwort von Konstantin Rößler (Patmos-Verlag).

**Die Mitglieder unserer Gesellschaft erhalten den Tagungsband kostenlos.**

Die Vorträge unserer Tagung 2021 können außerdem als CD oder DVD über Auditorium Netzwerk, Hebelstraße 47, 79379 Müllheim / Baden, Tel.: 07631/938690, oder per E-Mail: [info@auditorium-netzwerk.de](mailto:info@auditorium-netzwerk.de) bezogen werden.

---

**Tagungstermin 2022**

**Sonntag, 30. Oktober bis Donnerstag, 03. November**

---